

Nr. 153. Bromberg, den 17. August 1926.

Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

(23. Fortsetzung.)

IV.

Der Befreite und der Gerichtete.

Sechs kurfürstliche Trompeter in ihrer Sonntagslivree und mit silbernen Mundstücken hielten vor dem Mühlenhofe, und vom Mühlendamm, von der Stralower Gasse und den Quergäßchen um Sankt Nikolas kamen sie in Scharen, um zu sehen, wie der Markgraf den edlen Ritter Götz Bredow mit Ehren aus dem Gefängnis abholen ließ. Auch die Lehnsvettern kamen auf stattlich geschmückten Pferden, ganz anders trabend als vorhin, da sie in die Stadt einritten. Der Vogt von Hoym hatte Mühe, daß er die Leute nur abhielt vom Gittertor, die alle den trefflichen Mann mit Augen schauen wollten, der ohne eigne Schuld wie ein Räuber und Mörder gefesselt worden und die Unbill über sich kommen ließ, fromm wie ein Lamm. Kaum ließen sie sich's in ihrer Ungeduld bedeuten, daß der Geistliche noch bei ihm sei und er zum Abschiede doch einen Imbiß und Trunk einnehmen müsse, Stadt und Gefängnis zu Ehren, und da er noch nicht selbst erschien, drängten sie um sein Roß und streichelten es, das, mit Federn und bunten Decken aufgeputzt, von zwei Stallmeistern geführt ward. Einige meinten, das sei noch nicht genug, der Kurfürst hätte selbst kommen müssen, ihn abzuholen, und nicht aus der Stadt hinaus müßte er solchen Mann mit Ehren geleiten lassen, sondern zu sich ins Schloß und dort eine Woche lang traktieren. Das waren ehrenwerte Bürger, die es meinten, und von den Ritterbürtigen nickte mancher dazu: Er hätte auch mehr tun können!

Von alledem sah, hörte und dachte der nichts, den es anging.

„Den Seinen gibt er's im Schlafe", hatte der Dechant gesagt.

Das erinnerte Herrn Gottfried daran, daß er geschlafen hatte. Man hätte eher daran zweifeln können, ob er wirklich schon erwacht sei.

„Wie kam's denn nun aber?"

„Wer sich selbst erhebt, der wird erniedrigt werden, aber wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden. Grade dadurch, mein werter Ritter, daß Ihr Euch ganz hergabt seinem Willen, wie ein Kind, das den Vater walten läßt, weil es weiß, daß der Vater alles doch am besten macht, Eures blinden Glaubens willen hat Euch der Herr gerettet. Ja, wenn Ihr auf weltliche Klugheit gelauscht, wenn Ihr den Advokaten angenommen, den Euch Euer Schwager schickte, da hättet Ihr geleugnet, bestritten, da wäret Ihr verhört worden, wer steht dafür, daß Ihr nicht gar peinlich befragt wäret, und Ihr läget vielleicht jetzt unten im Turm, auf faulem Stroh, Gott weiß, wo es noch ein Ende nähme. Aber Ihr wähltet das bessere Teil, Ihr gabt Euch Gott anheim in den bangen Zweifeln Eurer Seele, die Kirche riefet Ihr um Hilfe an, und das Wunder war geschehen."

„Ein Wunder!"

„Ihr könnt doch nicht daran zweifeln? Bei solchen Beweisen, bei Eurem eignen Eingeständnis —"

„Ich hätt's eingestanden!"

Der Dechant warf ihm einen Blick zu, den Herr Götz nicht ertrug: „Die Kirche hat Mitleid mit den Schwachen. Lese ich nicht, was Satan Euch jetzt ins Ohr flüstert: ein anderer hätte es Euch eingeredet, so zu tun. Das wolltet Ihr mir eben antworten: man hätte so lange zu Euch geredet, bis Ihr nicht aus noch ein gewußt, da hättet Ihr unterschrieben und wüßtet gar nicht, wie Ihr dazu kamt. Nicht wahr, so flüsterte er Euch ins Ohr, und Eure Lippen öffneten sich schon, es nachzusprechen. Forderte er Euch nicht auf, mich anzuklagen? — Die Röte Eures Gesichts sagt Ja. Wacht auf endlich! O lieber Herr, weist den Verführer fort, der die Sündigen immer sprechen läßt: Ich war unschuldig, aber der hat's getan! Aus diesen Ketten seid Ihr los; fragt nicht warum, wieso, woher? Das sind die kleinen Krallen und Haken des Verderbers, mit denen er die Geretteten wieder langsam an sich zieht. Aus diesen Banden seid Ihr los, wißt Ihr, in welche neue er Euch reißt? Nur der bleibt frei, der sich ganz gefangen gibt dem Willen des himmlischen Vaters, wie ihn die Kirche erklärt. Darum, mein lieber, teurer Herr von Bredow, laßt all das andre hinter Euch, denkt nur an das vor Euch, wie Ihr mit gerührtem Herzen dem Ewigen danken wollt für das wunderbare Werk der Rettung, wie ein Strahl der Gnade gerade den Lindenberger —"

„Sagt mal, Dechant, der Lindenberger: I der Tausend, wer hätt's gedacht!"

„Das ist gar nicht an Euch! Grübelt nicht nach über eines andern Schuld. Ach, hat nicht mit seiner eignen Rechtfertigung der wahre Gläubige so viel zu tun, daß er eigentlich nie damit fertig wird, daß er noch andre anrufen muß, ihm zu helfen. Schütten wir nun zusammen unser gerührtes Herz aus in einem brünstigen Gebet zu den heiligen Fürsprechern." Dieses Gebet war vorüber, und man muß sagen, Herr Gottfried, als er einmal auf den Knien lag, hatte recht inbrünstig gebetet.

„Der beredete Quell, der von Euren Lippen strömte, sagte mir, daß Satan sich nun nicht wieder nähern darf. Möchte ich doch auch fast die Gelöbnisse lesen, die aus Eurer befreiten Seele aufsteigen. Ja, teurer Herr von Bredow, die Zeiten sind vorüber, wo es den frommen Ritter, wenn er aus schwerer Drangsal erlöst war, nach Jerusalem zog. Für das Kreuz stehen keine Kreuzfahrer mehr auf. In Euren Jahren, bei der ansehnlichen Beleibtheit, mit der Gott Euch bedachte, möchte Euch auch das Pilgern nach dem heißen Lande beschwerlich fallen."

„Ich pilgern!"

„Ich rate es Euch auch nicht. Ihr müßt Euch den Eurigen erhalten. Was würde der lange Abschied die gute Frau Brigitte Tränen kosten. Wäre es noch eine kleinere Pilgerfahrt nach Wilsnack."

„Pilger sind Tagediebe."

„Gewissermaßen. Auch ist das heilige Blut in Wilsnack leider in Verruf, seit der Erzketzer Huß sein Buch dagegen schrieb. Das ist das Betrübte, daß eine jede Ketzerei, wie man auch meint, sie ausgetilgt zu haben, immer doch etwas Gift zurückläßt. Nun ist Huß zwar, durch Gottes Gnade, verbrannt, aber haben nicht die Zweifel, die er hingestreut hat über das Wunder zu Wilsnack, so gewuchert, daß, man muß es mit Bedauern sagen, selbst der Heilige Vater sich veranlaßt sah, die Andacht davor zu verbieten. Das Städtchen hatte so hübschen Verdienst, und er blieb im Lande."

„Ja, dazumal schnappten viele nach der Pfründe."

„Die Opferstöcke werden überall immer leerer, die Gottlosigkeit nimmt zu. Ich wollte Euch auch nicht anraten, lieber Ritter, wie mancher in Eurer Lage täte, einen Stellvertreter nach Jerusalem zu schicken. Das ist nur halbes Werk, kostet sehr viel Geld, und wer weiß, ob der Mensch nicht schon unterwegs die Zehrung verpraßt und vertrinkt."

Darin war Herr Götz ganz einer Meinung mit dem Dechanten.

„Was Ihr gebt, müßt Ihr durch sichere Hände gehen lassen. Es wird jetzt durch alle christlichen Länder zur Restitution des Tempels in Jerusalem gesammelt; der allerchristlichste König hat es beim Großtürken durchgesetzt. Ihr braucht Eure Scherflein nur nach Brandenburg zu schicken; wir sammeln auch am Dome.“

Herr Götz warf einen eignen fragenden Seitenblick auf den Sprecher: „Nach Jerusalem? Das bleibt ja nicht im Lande?“

„Freilich nicht, indessen —“

Es schien, als habe Herr Götz mit einem Male den Schlaf abgeschüttelt. Er sah fast pfiffig den Geistlichen an: „Es bleibt doch manches im Kasten kleben in Brandenburg, nicht wahr? Da ist's besser, ich schick's gar nicht erst nach Jerusalem.“

„Wenn ich Euch riete, eine neue Lampe in unserm Dome zu stiften, sähe es wie Eigennutz von mir aus. Aber wir finden schon etwas zur Beruhigung Eures Gewissens. Da fällt mir ein, es tun sich in Rom fromme Leute zusammen, die das Kreuz den Heiden predigen wollen in der neu entdeckten Welt und in Asien. Für diese Bekehrer wird gesammelt. Was müssen sie leiden, diese heiligen Männer, unter den Teufelsdienern; Qualen, Martertod, Hitze, Kälte, Hunger und Durst. Wenn wir nur an ihr Dürsten in der Wüste bei jedem Becher dächten, ach, mein Herr von Bredow, der Tropfen Wein würde uns auf den Lippen zum Gifte. Wer spendet da nicht aus vollem Herzen, was er kann. Was Ihr geben wollt —“

„Will's mit meiner Frau überschlagen.“

„Die gute Frau, wenn sie nur die Not dort kennte, wie sie barfuß durch den glühenden Sand laufen müssen, die armen Kindlein zu ihrem Heil, sie zöge ihre eignen Strümpfe aus.“

„Barfuß?“

„Alle barfuß, die in Indien und bei den Tataren, und wollen Christen werden! Ist das nicht schrecklich?“

„Laufen bei uns auch g'nug ohne Strümpfe 'rum.“

„Die gute Frau von Bredow wird gewiß ein hübsches Päckchen schnüren, aber es braucht auch Geld, und mein Freund Götz wird gewiß mit Freuden —“

„Nee“, sagte Herr von Bredow, mit einem ganz besonderen Lächeln den Dechanten anschielend, „dazu geb' ich nichts.“

„Gar nichts, ei, mein teurer —“

„Wollen erst warten, bis die Jungen und Mädel bei uns im Dorfe Strümpfe haben. Aber wißt Ihr was, Dechant?— Wollen eins miteinander trinken auf das Wohlsein der armen Leute, die da dürsten, und auch auf die, die barfuß laufen.“

Aber der Dechant trank diesmal nicht mit dem Ritter, den der Vogt von Hoym in die Halle geführt, wo der Imbiß für ihn angerichtet stand. Herr Götze trank und aß allein, was indes seinem Appetit gar keinen Abbruch zu tun schien. Zwar war Herr Götz der Meinung, daß gute Gesellschaft zu einer guten Mahlzeit sich schicke, wenn aber eines von beiden fehlen sollte, hielt er dafür, daß man darum die Mahlzeit nicht im Stich lassen muß, weil die Gesellschaft uns im Stich gelassen hat. Er ließ es sich vielmehr wie ein rechtschaffener Mann schmecken, der nicht absieht, warum einer, der schwer gekränkt ist, drum noch hungern soll.

Der Vogt von Hoym aber sah wie einer aus, dem ein Leidwesen widerfahren, und er kann sich noch nicht fassen: „Bitt' Euch um aller Heiligen willen, und der Lindenberger?“

Der Dechant zuckte die Achseln.

„Solch ein Herr! Und hat's eingestanden?“

„Er durft' es doch nicht auf die Beweisprobe ankommen lassen! Der Krämer war schon bereit dazu mit seinen Zähnen!“

„Mir geht's wie ein Mühlrad im Kopf 'rum. Der Lindenberg war doch so eigentlich alles.“

„Und ist nun weniger als nichts.“

„Ich bitt' Euch, was soll draus werden! Wen er befahl, steckte ich ein, wen er loslassen wollte, ich ließ ihn los. Ich wußte, ich tat immer recht. Der kurfürstliche Befehl kam hinterdrein. Hatte mich so hineingefunden in seine Art und Launen. Und nun soll's wieder anders werden! Wen meint man denn, daß dran kommt?“

„Man will behaupten, der Kurfürst wolle allein regieren.“ Mit einem verwunderten Blicke sah der Vogt ihn an: „Ihr wollt es mir nicht sagen. Lieber Herr Dechant, ich bin ein alter Mann, möchte auch in Ruhe leben; bitt' Euch, gebt mir aus alter Freundschaft 'nen Wink, wenn Ihr's erfahrt. Einmal geht's noch, einmal find' ich mich noch zurecht, aber wenn's wieder und wieder wechseln solle — das wär zu viel. Aber was Ihr sagt, er wollte allein stehn, hochwürdiger Herr, dazu bin ich zu alt, um's zu glauben. Einer muß doch sein, der's für den Fürsten tut und hinter ihm steht, ob er nun Hinz heißt oder Kunz, ob er's grob oder fein, heimlich tut oder vor alles Welt; einer tut's, einer ist's. An einen muß man sich halten können, und wenn jeder es weiß, ist's besser, als wenn jeder es raten muß.“

„Das ist ein braver Mann!“ — „So müßten alle Ritter sein!“ riefen die Bürger Herrn Gottfried noch lange nach, wenn sie ihn mit lautem Zuruf und Mützenschwenken begrüßt hatten. Durch alle Hauptgassen beider Städte ging der Zug, und die sechs Trompeter schmetterten in die Luft, daß es für alle Bredows wie eine Hochzeit war. Nur einmal hieß Herr Gottfried sie innehalten, als ein Wagen vorüberfuhr, in dem ein Gefangener auf Stroh saß. Der Herr von Lindenberg ward nach dem Schloß gebracht; der eine geschlossen und bewacht, zu Verhör und Gericht, der andere mit Freunden und Musikern, zu Ehren und zu Freiheit. So begegnen sich die Menschen wohl öfters im Leben; der früher den Hut zog und tief sich bückte, geht aufrecht und nickt kaum, und der sonst den Kopf im Nacken trug, schleicht, das Kinn in der Brust, froh, wenn der andere ihn nicht kennt. Götze Bredow hatte den Lindenberg nie gemocht, aber ihm schien's unrecht, daß einer sich laut freute, wenn ein anderer tief trauert. Darum hieß er die Trompeter schweigen und hob sich im Sattel, und hielt den Hut gelüftet, bis der Wagen vorüber war. Der Lindenberger grüßte nicht wieder.

Vor ihrem Haus am hohen Steinweg hielt die Sippschaft an. Da ward Herrn Gottfried ein Ehrentrunk aus goldenem Pokal gereicht, und der alte Bodo schüttelte ihm die Hand und sagte, daß er sich herzlich freue. Die jüngeren Vettern und die Trompeter gaben ihm aber noch das Geleit zum Spandower Tor hinaus bis ans Weichbild der Stadt. Er hatte gedacht, noch heut abend bis Zlatz zu kommen, aber jeder Vetter verlangte, und er mußte es versprechen, daß er bei ihm einspreche. Da dachte er, Frau Brigitte wird wohl warten müssen bis morgen. Wer bei allen Bredows im Havellande einsprechen will, der kommt auch morgen und übermorgen nicht nach Haus.

•

Der alte Schlieben hatte es nicht gut geheißen, daß der Kurfürst den Ritter Lindenberg noch einmal sehe, er wolle ihn denn nicht richten lassen. Des Fürsten Angesicht und Zuspruch sei für den Verbrecher Gnade. Er hatte eifrig widersprochen, wie es eines guten Dieners Pflicht ist; Joachim hatte ihn ruhig angehört: „Hast du nun ausgesprochen?“ — „Ich hab's, gnädiger Herr, und da Ihr ihn richten wollt, könnt Ihr ihn nicht vor Euch lassen.“ — „Er ist gerichtet“, antwortete Joachim, und ein seltsames Lächeln lag auf seinen Lippen, und sein Blick war der, den der alte Rat gar nicht mochte, als er die Hand auf die Brust schlug: „Aber ich will's!“

Der Lindenberger stand unfern der Tür, wo er eingetreten, der Kurfürst an seinem Sessel, die Arme verschränkt. Als er zu ihm sprach, waren seine Blicke halb zum Fenster, halb auf die Wand gerichtet.

„Ich ließ dich rufen, damit du dich verteidigen könntest. Vor einen alten Freund ungehört von mir stieß.“

„Von meinem Herrn und Kurfürsten konnt' ich mich des versehn.“

Joachim unterbrach ihn: „Das Recht geht seinen Weg, täusche dich nicht. Nur dem Freunde von ehemals gestattet der Freund von ehemals ein letztes Wort.“

„Dies Band mußte gesprengt werden, gnädigster Herr. Meine Ahnung trog mich nicht. Es lastete etwas seit Wochen auf meiner Brust. — Doch nichts davon! Mein Glück war zu groß, der Neid zu mächtig.“

Joachim warf ihm einen ernsten Blick über die Schulter zu:

„Ich ließ dich rufen, damit du mich nicht anklagst, daß ich mir, nicht vor dem Gesetz.“

„Vor dem hab' ich gefehlt. Fern sei es, wie ein gemeiner Sünder leugnen zu wollen. Das ist das Arge in dieser Welt, daß einer vor sich im Rechte sein kann und doch vor dem Gesetze sündigt.“

„Bist du's vor dir, sollst du's vor mir sein.“

„Um gerecht zu werden vor Joachim dem Gerechten, müßte ich mit nicht viel Besserem als einem Fastnachtsschwank sein Ohr ermüden. Mein gnädiger Herr kennt den Bredow, den Gottfried mein' ich. Daß ich ihm von der landkundigen Geschichte erzählen muß, von seinen Elenshosen! Wäre mir scherzhaft zumute, sagte ich, von ihm könne man nicht sagen, sein Herz steckt in den Hosen, weil der ganze Mann drin steckt. Ich will ihn gewiß nicht verreden; er ist ein trefflicher Mann; aber wer schützt uns vor einer Grille, einer Schrulle! Und das Verdrießlichste, daß solche Grille andere anstecken kann! Ihm sind sie ein Talisman, sein Amulett, wie anderen Familien ein Waffenstück, ein Ring, ein Becher, eine alte Fahne. Mein gnädigster Herr, gewiß, wenn ich ernsthaft darüber nachdenke, weiß ich keinen Zusammenhang zu finden zwischen leblosen

Gegenständen und dem Schicksal, das unser Herr Gott und die Heiligen über uns bestimmt."

„Um Kindermärchen stehst du nicht hier."

„Ach, gnädigster Herr, sind wir nicht alle zuweilen Kinder; unser Sinn klebt sich an ein Spielzeug. Wir meinen zu vergehen, wenn es uns fehlt. Gottfried Bredow könnte uns allen eine Mahnung sein an die eigne Schwäche. Was andern eine Puppe, ein Spielzeug ist, ein Wahn, dem jagen wir nach. Hättet Ihr nun den Wirrwarr gesehen, die Bestürzung —"

„Wo?"

„Vergebt, ich rede in Sprüngen. Mein Blut ist noch erhitzt von dem Gedanken, in falschem Licht vor meinem Fürsten zu erscheinen. In Ziatz war's. Sie waren ihm gestohlen, auf der Wäsche, glaub' ich. Er schlief; Ihr hättet sie zittern sehen sollen, die wackere Frau, die armen Töchter, wenn er erwachte, ehe sie wieder da waren. Ich gestehe, es war dumm von mir. Man hatte mir stark zugetrunken; der Wein, die Erschöpfung, die Nacht; ehe ich es wußte, saß ich auf dem Sattel, und dem Dieb nach. — Vernünftige Leute würden sagen, ich handelte unvernünftig, das alles hätte ich andern überlassen können, und dann und dann wäre das und das auch nicht nötig gewesen, und das gar unrecht. Diese vernünftigen Leute sollen in ihrem Recht bleiben, und ich im Unrecht. Aber die Hitze hat mich übermannt; auch der Ärger, ich leugne es nicht, über diesen Lumpenkrämer, der in Saarmund mit meinem Herrn sich zu handeln unterstand. Ja, der Schurke zählte noch das Geld nach, er fühlte heimlich, ob die Silberstücke gerändert waren. Himmel und Hölle, es überlief mich da schon, daß ich fast meines gnädigsten Fürsten Gegenwart vergessen und ihm ins Gesicht geschlagen hätte. Ich weiß, das wär' ein Frevel gegen die Majestät gewesen, aber ich habe Tage, wo es überkocht."

„Ist das deine Verteidigung?"

„Ich könnte noch von einem Spuk erzählen, es klänge aber albern."

„Was dich verteidigen kann, sprich."

„Seit ich mich bei Beelitz verirrte, gaukelte um mich ein fataler Spuk. An jedem Ast, wo ich hinsah, hing, Torheit, aber Ihr befehlt's zu sagen, das Kleid, was dem guten Götz gestohlen ist. Ich konnte mich täuschen, aber auch mein Pferd scheute. Ich riß es um, über die Heide, da flatterte es drüben an einer Kiefer. Ich wollte lachen, aber ich mußte zittern. — Weiß Gott, ich hatte damals noch keine Ahnung von dem, was in Ziatz sich ereignet. Sollte es nur eine Vision gewesen sein! Ich habe nie viel an Zeichen geglaubt, aber —"

„Lindenberg, das ist deine ganze Verteidigung?"

„Ich erwarte mein Gericht."

„Du hast dich selbst gerichtet. Die Hosen hast du dem Schelm gelassen; sein Geld nahmst du mit."

Der Kurfürst sah nicht die Bläße, die Lindenbergs Gesicht überzog, nicht wie die erzwungene Fassung ihn verließ, wie die Glieder zitterten. Er hatte sich in den Armstuhl geworfen und bedeckte mit den Händen sein Gesicht. Der Verurteilte versuchte noch Unzusammenhängendes zu stammeln. Plötzlich verstummte er und stürzte auf die Knie: „Gnade!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod Friedrichs des Großen.

(17. August 1786.)

„Ich bin der erste Diener des Staates."
Friedrich II.

Am 17. August dieses Jahres kehrt zum 140. Male der Todestag des großen Preußenkönigs wieder und gibt uns Gelegenheit, einen Rückblick über die letzten Lebenstage Friedrichs des Großen zu tun.

Friedrich II. von Preußen hatte bereits um zwei Tage das 74. Lebensjahr überschritten, als am 26. Januar 1786 der alte Zieten aus diesem Leben zur „großen Armee" abging. „Unser alter Zieten", sagte der König zu seiner Umgebung, „hat auch bei seinem Tode noch sich als General gezeigt. Im Kriege kommandierte er immer die Avantgarde, und auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führe die Hauptarmee, ich werde ihm folgen!"

Friedrich fühlte sein Ende. Trotzdem hoffte er von den warmen Apriltagen des Jahres 1786, indem er sich auf die sogenannte grüne Treppe vor dem Potsdamer Stadtschloß herausbringen ließ, eine vorübergehende Neubelebung seiner physischen Kräfte. Er wollte dem Staat als erster Diener noch recht lange von Nutzen sein. Einst bemerkte er, daß die beiden Grenadiere, die an jener Treppe Schildwache standen, das Gewehr scharf beim Fuß hielten, was nach dem Dienstreglement durch die Gegenwart des Königs gefordert wurde. Er winkte einen von den Soldaten heran und sagte mit gütigem Ton: „Geht Ihr nur immer auf und ab. Ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier sitzen kann!"

Noch im April zog er auf sein geliebtes Sanssouci hinaus. Die Kräfte ließen aber immer mehr nach. Die Ärzte waren mit ihrer Weisheit zu Ende und der berühmte hannoversche Leibarzt Zimmermann, der zwar angenehme Unterhaltung und Zerstreuung zu bringen imstande war, konnte auch nicht mehr helfen. Zu Anfang des Sommers hatte die Wassersucht sich vollständig ausgebildet und die Krankheit begann bereits stark die Herztätigkeit zu beeinflußen. Infolgedessen konnte er nicht mehr liegen und brachte Tag und Nacht auf einem Stuhle sitzend zu. Sein Humor und Frohsinn verließen ihn auch in dieser schweren Zeit nicht. Dem Herzog von Kurland, der ihn besucht hatte, sagte er, wenn er einen guten Nachtwächter brauche, so bitte er sich dieses Amt aus, er könne des Nachts vortrefflich wachen. Die laufenden Regierungsgeschäfte wurden nach wie vor mit größter Genauigkeit erledigt. Im Gegenteil, die Kabinettsräte, die sonst gewöhnlich um 6 oder 7 Uhr antraten, mußten jetzt bereits um 4 oder 5 Uhr morgens vor ihm zum Vortrag erscheinen.

Mitte August bemerkte man eine Wendung der Krankheit zum Schlimmsten. Am 15. August schlummerte er wider seine Gewohnheit bis 11 Uhr, besorgte darauf aber seine Kabinettsgeschäfte mit der üblichen Genauigkeit. Er diktierte beispielsweise an einem dieser Tage vollkommen richtig durchdachte Depeschen, die dem erfahrensten Minister Ehre gemacht hätten. Danach erteilte er dem Kommandanten von Potsdam, Generalleutnant von Rohdich, die Dispositionen zu einem Manöver der Potsdamer Garnison für den nächsten Tag mit vollkommen richtiger und zweckentsprechender Anordnung in bezug auf die dortigen Geländeverhältnisse. Am folgenden Tag verschlimmerte sich der Zustand des Königs abermals, so daß die Kabinettsräte nicht vorgelassen werden konnten. Rhodich, der vor den leidenden alten Herrn getreten war, bemerkte deutlich, wie dieser sich bemühte, sich zu sammeln, um seine letzten Dispositionen für die Potsdamer Truppenübung zu erteilen. Der König konnte nur durch einen Blick zu verstehen geben, daß ihm dies nicht mehr möglich war. Rhodich verließ respektvoll und schweigend das Zimmer, die Tür leise hinter sich schließend. Der Tag verging. Meist war er ohne Bewußtsein, niemals mehr als bei halbem Bewußtsein.

Am Morgen des 17. August 1786, einige Stunden nach Mitternacht, vollzog sich der Übergang „Friedrichs des Einzigen" in die Gefilde der Vollendung. In den Armen seines wackeren und unermüdlichen Kammerdieners Strützki entschlief er. Seine nachweislich letzten Worte waren: „La montagne est passée, nous irons mieux." (Das Gebirge ist überschritten, wir werden besser gehen.)

In der Potsdamer Garnisonkirche hat der „alte Fritz" seine letzte Ruhestätte neben seinem Vater, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, gefunden. Erich Wolter.

Des abenteuerlichen Simplizissimus deutsche Sendung.

Zu Grimmelshausens 250. Todestage.

Von Dr. Franz Häußler-Wien.

Am 17. August 1676, vor einem Vierteljahrtausend also, ist Johann Christoff von Grimmelshausen gestorben. Und da man Geschichte und Geschicke Einzelner schon der Bequemlichkeit halber gern nach Jahrzehnten und Jahrhunderten rekapituliert, so wird diesmal auch der Schöpfer des unsterblichen Simplizissimus zu reichlichen Gedenktagehren kommen. Kultur- und Literaturgeschichte haben sich ja genug um ihn und die unschätzbaren Werte seines Werkes gemüht, um ihn vor dem Vergessenwerden zu schützen. Allein gerade die Unsterblichkeit, die geschichtswissenschaftliche Betrachtung zuerkennt, verhüllt — mit Kunstausdrücken gestempelt, unter Gattungsnamen eingeordnet und dadurch gemeingeläufig gemacht — nur allzuoft das Tot- und Vergangensein des Historischen. Und stellt dann, wie etwa im vorliegenden Falle, ein äußerlicher Jährungsanlaß die Lebensfrage: Was ist uns Grimmelshausen und sein abenteuerlicher Simplizissimus heute, so muß man ehrlicherweise zugeben, daß er zumeist doch nur ein Name, ein auf dem Ehrenplatz verstaubter „Klassiker" ist: Grimmelshausen, der Deutsche, indes seine nächsten Vor- und Nachfahren, wenn auch nicht in unmittelbarer Reihe, Don Quichote und Robinson Crusoe buchstäblich jedes Kind kennt. Nun konnte freilich der Simplizissimus aus inneren Gründen nicht zum Kinderbuche werden. Aber es mag sich doch ein leises Schuldgewissen regen, ob nicht gerade unsere Zeit sehr auf den Weg zu ihm hinzuweisen wäre; denn er wuchs aus Nöten, die vielfach ganz die unsern sind.

Von Grimmelshausen selbst wissen wir zwar urkundlich wenig, aber eben der Simplizissimus läßt uns in manchem klarer sehen, als es wohlbeglaubigte Urkunden sagen könnten: Um 1624 muß er geboren sein. Doch erst 1634 greift der große Krieg in das Leben des zehnjährigen Knaben, reißt ihn aus dem bäuerlichen Vaterhaus im Hessischen, wirft ihn ins Feldlager und tut mit einem Schlage die ungeheure Not deutscher Lande, Menschen und Seelen vor seinen unwissenden Augen auf. Aber der Entsetzte hat nicht Muße und nicht Mut, nach dem Sinn seines Erlebens zu fragen, obwohl die Frage in seinem Herzen drängt. Sinnloses Müssen führt ihn durch Luxus und Schmutz, Übermut und Elend. Als Soldatennarr, Soldatenbub, herangewachsen als Musketier hat er die abenteuerlichsten Schicksale, wie sie eben der Krieg mit sich brachte. Kaum durch persönliche Tüchtigkeit emporgetragen, stürzen ihn widrige Zufälle von der sozialen Höhe bald wieder herab. Herr, Knecht, Marodebruder, vielleicht sogar Räuber wie Oliver kommt er durchs Leben, kommt er durch alle Tiefen seiner Zeit. Inzwischen mag er manche Lücken seiner mangelhaften Bildung ausgefüllt haben; das Ende des Krieges findet ihn als Regimentssekretär. Dann versucht er sich als Übersetzer, er verschmäht es aber wahrscheinlich auch nicht, sich gelegentlich als Quacksalber und weiß Gott was noch alles sein Brot zu verdienen. Schließlich geht er nach manchen Versuchen auch unter die Schriftsteller, indem er seine abenteuerlichen Geschicke verwertet. Das Gefäß dazu war gegeben. Im Deutschland des Dreißigjährigen Krieges hatten sich die spanischen Schelmenromane leicht einbürgern können, da ja die gleichen Schelmen auf allen Straßen zogen. Grimmelshausen benützt diese Vorbilder unbedenklich. Aber er sucht sich jetzt auch die langgehegte Frage nach einem Sinn des Erlebten, nach einer Lösung der Probleme seiner Zeit: Gott und Mensch, Mensch und Welt zu beantworten — so wird der Simplizissimus.

Und er kommt zu einem erlösenden Schluß: Getreu, furchtbar getreu — der kulturhistorische Wirklichkeitsgehalt wurde erst unbedenklich hingenommen, dann als stark übertrieben angezweifelt, neuerdings durch Quellenforschungen als durchaus zuverlässig erwiesen — erzählt er, was er mitansah und mitlitt: die grenzenlose Verlotterung alles Menschlichen, das grausame Lebensglücksspiel, das beginnende Individualitätsstreben, Gottfliehen und Gottsuchen, Herrendienstbarkeit und Vaterlandsvergessen. All das aufgereiht und aufgezeigt an dem Werden des jungen Toren, den die mannigfachen Geschehnisse nicht nur beschäftigen, sondern wachsen machen und bilden, so daß er sich in langsamem Reifen hinausläutert über die niedere Welt des Zufälligen zur Einsicht: „Aller Wahn trügt“ und in barocker Art wahres und reines Menschentum nur fern von der Gesellschaft unter Aufgabe der Welt in der Einsamkeit des Spessart oder eines fernen Robinsoneilandes zu finden glaubt.

In seiner Kunst! Im Leben geht er notwendig andere Wege als sein Held. Gesellschaftlicher Ehrgeiz führen ihn zum modisch-galanten Roman, der praktische Sinn läßt ihn den buchhändlerischen Erfolg seines Simplizissimus weidlich ausnützen, wie die lange Reihe der Simplizianischen Schriften beweist, und am Lebensende steht er als Schultheiß von Renchen in einer das Gesellschaftliche durchaus bejahenden Stellung. Es muß auch gesagt werden, daß Grimmelshausen sich der Größe seines Werkes keineswegs bewußt gewesen, ganz ähnlich wie Cervantes Saavedra und Daniel Defoe. Das kann aber alles die Tatsache nicht mindern, daß im Simplizissimus nicht nur literarischgeschichtlich mit dem Höhepunkt des volkstümlichen deutschen Romanes zugleich auch der Höhepunkt des Abenteuerromanes erklommen und die erste Wendung der großen Romanentwickelung zu der eigentümlich deutschen Gattung des Entwickelungs- und Bildungsromanes eingetreten, sondern auch rein geistesgeschichtlich ein entscheidendes Durchblinken spezifisch deutscher Seelenhaltung gegeben ist.

Ich meine den gleichgerichteten Erlösungswillen höherer Menschlichkeit, der sich in der deutschen Reihe: Wolfram von Eschenbachs Parsifal, Grimmelshausens Simplizissimus, Goethes Wilhelm Meister und . . . ein erhoffter, für unsere Zeit erst kommender — ausspricht. Jede Epoche hat ihre Probleme und ihren genehmsten künstlerischen Zeitausdruck. Immer aber fanden diese Probleme ihre tiefste Lösung in der deutschen Seele, natürlich verschieden, bei Eschenbach romantisch, barock bei Grimmelshausen, klassizistisch bei Goethe, und keine davon könnte heute ganz die unsere sein. Doch schon der Weg ist ein ähnlicher: Parzival, der irrende Gralsucher, Simplizissimus, der mitten in Irdenheit Gottreinheit ersehnende, Meister, der nach Seelenharmonie strebt und treibt, und das Ziel ist das gleiche: eben höhere Menschlichkeit.

Das aber entscheidet auch die eingangs aufgeworfene Frage: Grimmelshausen, der mit seinem Simplizissimus den ästhetisch befreienden Ausdruck schwerster deutscher Kriegszeit formte, müßte uns, von allem literarisch Wertvollen ganz abgesehen, menschlich um so näher stehen, je schwerer wir unter ähnlicher Seelennot leiden. Wir aber fanden den gleichen Weg zur Güte noch nicht in unserer Kunst, für uns ist die Aufgabe des Simplizissimus noch zu erfüllen.

Der Bauer, die Dame und die Ohrfeige.

Dieser Tage mußte vor einem Amtsgericht in der Nähe von Osnabrück ein biederes Bäuerlein erscheinen, das in der Elektrischen — man höre und staune, eine Dame der oberen Zehntausend geohrfeigt hatte. Der Richter fragte den Bauern, wie er denn, ohne gereizt oder beleidigt worden zu sein, zu einer solch' unerhörten Tat sich habe hinreißen lassen können.

Hierauf ließ sich der wackere Landmann folgendermaßen aus: „Ich sitze in der Elektrischen, die Frau hier — er wies auf die Zeugin und Nebenklägerin — mir gegenüber. Der Schaffner kassiert den Fahrpreis. Die Frau macht das Handtäschchen auf, nimmt das Geldtäschchen heraus, macht das Handtäschchen zu, macht das Handtäschchen auf, nimmt das Fahrgeld heraus, macht das Geldtäschchen zu, macht das Handtäschchen auf, legt das Geldtäschchen hinein, macht das Handtäschchen zu und nimmt den Fahrschein in Empfang. Und macht das Handtäschchen auf, langt das Geldtäschchen heraus, legt den Fahrschein hinein, macht das Geldtäschchen zu, legt es in das Handtäschchen, macht das Handtäschchen zu. Gleich darauf kommt der Kontrolleur und verlangt die Fahrscheine zu sehen. Die Frau macht das Handtäschchen auf, nimmt das Geldtäschchen heraus, macht es auf, greift den Fahrschein heraus, zeigt ihn vor, legt ihn wieder hinein, macht das Geldtäschchen zu, legt es in das Handtäschchen zurück und macht dieses zu. Dann mußten wir umsteigen. Ich kam wieder dieser Frau gegenüber zu sitzen. Der Schaffner kommt, um das Fahrgeld zu kassieren. Die Frau macht das Handtäschchen auf, nimmt das Geldtäschchen heraus, macht das Handtäschchen zu . . .“

„Um Gottes Willen, hören Sie auf!“ ruft hier der Richter. „Da kann man ja verrückt werden!“

„Jaaa“, sagte, tief aufschnaubend, der alte Bauer und sieht sich im Kreise um, „das hob' ich mir auch gedacht — und da hab' ich ihr eine runtergehauen!“

Die Heiterkeit, der sich auch die Richter nicht entziehen konnten, war groß, und der wackere Bauer kam mit einer geringen Geldstrafe davon, zumal auch die mißhandelte Zeugin, bezw. Nebenklägerin, sich von der allgemeinen Heiterkeit nicht ausschloß.



* **Fischrätsel.** Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß in der Tierkunde fast kein Tier so viele Rätsel ungelöst läßt wie der Fisch. Warum z. B. blickt der Tarbut immer nach links, der Zugenfisch nach rechts, während die Butte einmal nach rechts und dann wieder nach links blickt?? Warum verschwindet der Häring auf seinem Zug aus dem Atlantischen Ozean nach dem Süden der Nordsee auf einem gegebenen Moment? Warum stirbt der Salm, wenn er in den großen Flüssen von Nord-West-Amerika laichen geht, immer im oberen Stromgebiet? Warum sieht man die ausgewachsenen Salme stets stromaufwärts schwimmen? Wie übersteigt eine Forelle einen Wasserfall von sechs Metern? Noch nie hat jemand eine Forelle dies tun sehn; und doch kommt sie über den Fall. Wie?

*

* **Hunde mit Anstrich.** Ein aus Afrika zurückgekehrter Modezeichner hat berichtet, er habe auf einer Insel an der Westküste dieses Erdteils Negerfrauen gesehen, die in den grellsten Farben leuchtende Kleider trugen und ihre Hunde, die sie mitführten, in denselben Farben angestrichen hatten. Nachdem er diese Tatsache mit den nötigen Illustrationen in einer Neuyorker Modezeitschrift veröffentlicht hatte, erhielt dieses Blatt hunderte von Anfragen, ob es sich um eine neue Mode handele und wo man derartige Hunde, die sich beliebig anstreichen lassen, bekommen könne? Das Blatt hat leider geantwortet, es handele sich um eine Modetorheit, es hätte antworten müssen, das Neueste sei nicht, die Hunde nach den Kleidern, sondern die Kleider nach den Hunden anzumalen. Ich halte jede Wette, daß acht Tage später alle Damen der Gesellschaft in Toiletten wie Windhunde, Terrier, Doggen und Pinscher umhergelaufen wären.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.